

Großväter, Frauen und der angekratzte Radler-Stolz

Radsportliche Erlebnisse in Italien

von Jürgen Weber ©

Italien ist ein schönes Land, das noch gewinnt, wenn man es mit dem Fahrrad entdecken kann. Der Umstand, dass die Menschen darin meist sehr laut und impulsiv sind und zu allem Übel darüber hinaus auch noch Italienisch sprechen, lässt sich spielend wett machen durch die Qualität des originalen Cappuccinos und das schöne Wetter. Ich hatte viermal die Gelegenheit, dieses Land mit dem Rad zu erfahren, allerdings nicht alleine, sondern als Teilnehmer von Radsportreisen, deren Anbieter das bestechende Konzept verwirklicht, jedem Teilnehmer das bieten zu können, was er möchte, ohne sich zu überfordern. Neben akribisch ausgearbeiteten Touren und gutem Essen haben auch Besichtigung kultureller Sehenswürdigkeiten und kleine Führungen ihren Platz, so dass nicht alleine die Beinmuskeln in diesen Tagen angesprochen werden, sondern auch sensiblere Teile des Körpers.

Das gemeinschaftliche Leben mit einer solchen bunt zusammen gewürfelten Truppe hat seine eigenen Gesetze und ist gruppendynamisch äußerst interessant. Für den Radfahrer, der bereits zum wiederholten Mal eine solche Reise mit fährt, ist das erste Zusammentreffen zum Beginn der Reise zwar nicht mehr ganz so spannend wie beim ersten Mal, ein gewisses Prickeln wohnt dem Einchecken sonntags früh morgens um 6 Uhr dennoch inne. Ist jemand dabei, den man schon von früheren Touren kennt? Besteht die Crew vorwiegend aus jungen, durchtrainierten Sportlern, im Kreise derer man sich für den eigenen Bauch schämen muss, oder ist man gar einer der jüngsten? Fragen über Fragen, nicht alle werden bereits am Anfang beantwortet. Während der Anfahrt, vor allem aber natürlich im Laufe der gemeinsamen Radwoche lernt man dann die einzelnen Teilnehmer ein wenig einordnen und bekommt ein einigermaßen authentisches Bild.

Über die Altersstruktur machen sich außen Stehende sicher völlig falsche Vorstellungen, da die meisten Zeitgenossen nur jungen, durchtrainierten Sportlern zutrauen, die täglichen 100 km mit rund 1500 Höhenmetern ohne größere körperliche Schäden bewältigen zu können. Doch weit gefehlt. Wer seinen Blick über die Insassen des Reisebusses schweifen lässt, der wird nur schwerlich auf die Teilnehmer einer sportlichen Unternehmung schließen, eher auf die Mitglieder eines biederen Kegelveins, von denen die meisten bereits das Rentenalter erreicht zu haben scheinen. In der Tat vermittelt so mancher Mitfahrer nach außen hin das Bild eines gemütlichen Großvaters, dem man in der Stadt bereitwillig den Arm anbieten würde, um ihm am Zebrastreifen über die Straße zu helfen. Man staunt nicht schlecht, so einen Vertreter der älteren Generation dann wenig später den Berg hoch stürmen zu sehen, hat man doch im Bus stundenlang der Klage über die zahlreichen gesundheitlichen Gebrechen, die den betagten Genossen tagein tagaus plagten, interessiert gelauscht.

Zu Beginn einer jeden Reise muss sich der ambitionierte Radler in Geduld üben, wird von ihm doch abverlangt, einen ganzen Tag lang still im Bus zu sitzen und radsportliche Leistungen lediglich virtuell zu vollbringen. Dass bei dem gegenseitigen Austausch von Höchstleistungen und bereits Erreichtem hin und wieder sich Dichtung und Wahrheit vermischen, ist nicht zuletzt mit dem psychischen Druck zu entschuldigen, der auf dem Radler lastet, der während der Fahrt zur Untätigkeit verdammt ist und sich mit unbekanntem Gleichgesinnten unterhält, von deren Leistungsstärke er keine Ahnung hat. Die Spannung, die nicht nur bei zum ersten Mal Mitreisenden zu spüren ist, wird sich erfahrungsgemäß erst dann legen, wenn die Praxis in den

nächsten Tagen die Leistungsstärke der Fahrer zeigen und es an den Tag bringen wird, wer da geflunkert hat. Denn wenn auch jedem Teilnehmer durchaus die gleiche Achtung als Mensch zuerkannt wird, so ist eine solche Radsportwoche nicht denkbar, ohne dass eine virtuelle Rangordnung sich herausbildet, dessen genaue Platzierungen zwar tagesabhängig variieren können, die nichtsdestoweniger jedoch immer unausgesprochen existent sich zeigt.

Besonders irritierend ist es für die Teilnehmer, wenn diese Rangordnung durch irgendwelche unvorhergesehenen Ereignisse oder durch Personen, die eine ganz andere Leistung bringen, als dies ihr äußeres Erscheinungsbild erwarten lässt, durcheinander gebracht wird. So erinnere ich mich eines Teilnehmers, der als einziger in der gesamten Gruppe nicht mit einem sauberen Rennrad angereist war, sondern ein Alltagsrad mit sich führte, dessen schmutziger Zustand bereits beim Einladen in Deutschland Kritik und Spott auf sich zog. Das Rad war ausgestattet mit Lichtanlage und Dynamo, für einen Rennradfahrer undenkbar und fast blasphemisch, zu allem Überfluss auch noch mit Schutzblechen, die aufgrund ihrer Betagtheit ständig klapperten, und mit ganz normalen Pedalen ohne Klickvorrichtung, die dem Fuß des Radlers fest mit seinem Gefährt verbindet.

Dass dieser Teilnehmer in der virtuellen Rangordnung ganz weit hinten taxiert wurde, versteht sich von selbst, und ich gestehe es, von der Berechtigung, dies zu tun, war selbst ich überzeugt, der ich mich doch selbst in diesen unteren Werteregionen angesiedelt hatte. Das Weltbild der sportlichen Radler mit ihren 5000-Euro-Rädern geriet jedoch ganz gehörig ins Wanken, als sie feststellen mussten, dass besagter Alltagsradler in schöner Regelmäßigkeit als erster das Ziel erreichte und dort lässig auf den Rest der Gruppe wartete. Erst ganz am Ende der Woche ließ der Besagte in einem Nebensatz verlauten, dass er jahrelang Leichtathletik-Profi gewesen sei und jetzt ein bisschen Fahrrad fahren wolle.

Dass ich im Kreise derart bewundernswürdiger Sportler mitzufahren in der Lage war, konnte mich schon mit Stolz erfüllen. Doch dies war nicht der einzige bemerkenswerte Radfahrer, dem ich begegnete. So gab sich ein älteres Ehepaar aus dem Osten beim abendlichen Plausch als ehemalige Olympia-Teilnehmer für die DDR zu erkennen. Von der damaligen Leistungsfähigkeit, so musste ich feststellen, war ihnen allerdings nur noch wenig geblieben dafür um so mehr von einer wohl durch eine privilegierte Position in der DDR herrührende Überheblichkeit, die abzulegen ihnen nicht gelungen war. Mit Bewunderung und Staunen gedenke ich auch eines jüngeren Paares, das eigenen Angaben zufolge jahrelang begeisterte Motorrad-Sportler gewesen war. Als sie dessen überdrüssig wurden, beschlossen sie, aufs Fahrrad umzusteigen. Um herauszufinden, ob ihnen das Spaß mache, flogen sie nach Australien und durchquerten mal so eben mit dem Fahrrad den fünften Kontinent von der einen zur anderen Seite.

Alles in allem begegnete ich bei den absolvierten Gruppenreisen durchweg netten Menschen, die bei aller Unterschiedlichkeit in Herkunft, Beruf, sozialem und intellektuellem Stand sich durchaus harmonisch zu einer angenehmen Gruppe zusammenfügten. Großmäulige Aufschneider wie ein BMW-Chefverkäufer mit seiner braun gebrannten Partnerin, die selbst beim Rad fahren mit Schmuck behangen war wie ein Weihnachtsbaum, bildeten die absolute Ausnahme.

Bei den besagten Radsportwochen handelt es sich keineswegs um Wettfahrten, aus denen Sieger und Verlierer hervorgehen, sondern um radsportliche Ausfahrten, deren Umfang und Tempo von jedem Radler eigenständig festgelegt werden können. Dennoch sorgt der wohl jedem sportlich sich betätigendem Menschen eigene Ehrgeiz dafür, dass man seine persönliche Leistung zumindest in diejenigen Regionen steigern möchte, die subjektiv dem eigenen Leistungsvermögen zuerkannt wurden. Dazu gehört zwingend, nicht der langsamste zu sein und hin und wieder in die psychologisch ungemein wertvolle Situation zu kommen, einen anderen Radler cool überholen zu können. Als Opfer sucht man sich selbstverständlich nicht gerade die unerreichbar starken Vertreter der Zunft aus, sondern Radler, die den Eindruck vermitteln, sie seien langsamer

als man selbst, zum Beispiel die Fahrer, die bereits das 60. Lebensjahr weit überschritten haben. Ist man dergestalt psychologisch eingestimmt, so gibt es zuweilen schon Anlass zu schweren Depressionen, wenn ausgerechnet ein Vertreter jener Altersklasse bei einem der zahlreichen giftigen Anstiegen in den Bergen frisch wie ein Jüngling, ein fröhliches Liedchen pfeifend an dem jüngeren, aufgrund der Anstrengung deutlich ächzenden und schwer atmenden Radfahrer vorbeizieht und fürsorglich fragt „Na, alles klar?“ In diesen Situationen musste ich schon ein gehöriges Maß an Überredungskunst aufbringen, um mich vor einem vorzeitigen Ausstieg zu bewahren und weiter die Steigung hochzuradeln.

Gerne erinnere ich mich auch jenes über 70jährigen, der, da er mit einem Mountainbike ausgestattet war, sich von vorneherein für die Diskussionsrunden um Carbonrahmen, Alufelgen, Klickpedale und Reifenbreite disqualifizierte und auch sonst seine eigenen Wege ging. Völlig unsportlich aufrecht auf seinem Fahrrad sitzend spulte er die Kilometer herunter wie eine Nähmaschine, stürmte auch am Berg allen anderen Radlern davon, scheinbar ohne Anstrengung, und ließ den Rest der Gruppe ratlos zurück. Das hatte Stil und machte mir den Mann, zu dem ich sonst keinerlei Kontakt pflegte, sehr sympathisch.

Nun gehört es für den sportlichen Radler zum Alltag, dass andere hin und wieder schneller sind und ihn überholen. Selbst wenn es sich dabei um ältere Fahrer handelt, ist dies zwar etwas deprimierend, dennoch unter sportlichen Gesichtspunkten zu ertragen. Besonders schmerzhaft und für den gemeinen Radler eigentlich völlig unakzeptabel ist es dagegen, wenn es sich bei dem Radler, der schneller ist, um eine Frau handelt. Ich will keineswegs behaupten, Radfahren sei Männersport, ich wüsste auch nicht, welche Argumente dafür ins Feld gezogen werden könnten, bei den meisten Radsportveranstaltungen allerdings ist das weibliche Geschlecht unzweifelhaft in der deutlichen Minderzahl. Ob die Damen meist unter sich bleiben wollen und bei reinen Frauenveranstaltungen fahren oder ob es andere Gründe dafür gibt, weiß ich nicht, Tatsache ist, bei den von mir besuchten Radsportreisen waren nur sehr wenige Frauen mit von der Partie und dann auch meist nur als mitgeführte Ehefrau eines ambitionierten Radlers. Zweimal durfte ich es allerdings erleben, dass eine Frau die ganze Gruppe durcheinander brachte. Dies geschah in beiden Fällen nicht durch ein ansprechendes Bild, das ihre äußere Gestalt abzugeben in der Lage war, obwohl dieses durchaus für einige Verwirrung in sensiblen Männerherzen hätte sorgen können, sondern durch ihre erstaunlich starke radsportliche Leistung. Ohne viel Aufhebens um sich zu machen, überholten die beiden Fahrerinnen immer wieder ganze Gruppen ihrer männlichen Kollegen und ließen diese am Berg regelrecht stehen. Auch die durch die gefühlte Blamage bei den Herren der Schöpfung freigesetzten letzten Kraftreserven reichten nicht dazu aus, die Damen einzuholen. Neben einer tiefen Deprimiertheit bei den unterlegenen Primaten löste der Fahrstil der Frauen schließlich Diskussionen aus, die sich der Frage widmeten, ob das denn überhaupt rechtens sei. Dass übergewichtige, nicht so verbissen radelnde Mitfahrer wie ich den Damen gegenüber den Kürzeren zu ziehen gezwungen waren, schien vertretbar, aber dass eine Frau, noch dazu nicht unattraktiv, sogar schneller fährt als diejenigen Männer, die in Körperbau, Muskelstärke und technischem Equipment das Beste auf die Piste mitbrachten, dieser Umstand ließ diese in tiefste Depressionen verfallen. Das natürliche Gefüge war aus dem Lot geraten, und irgendwie gelang es in dieser gesamten Radsportwoche nicht, so etwas wie das Gefühl einer heilen Welt aufkommen zu lassen, so tief saß die Schmach. Frauen, so die einhellige, auch von aufgeklärten, emanzipierten und liberalen Männern gehegte Meinung, sollten doch wenigstens beim Fahrradfahren dezent zurückbleiben, der Krone der Schöpfung in diesem vermutlich letzten Terrain den Vortritt lassen und sich mit der Rolle der bewundernden und stolzen hinterher radelnden Partnerin begnügen. Ist das denn wirklich zu viel verlangt? Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich hatte den Eindruck, dass bei dieser Reise der Rotweinkonsum am Abend bei den Männern besonders hoch gewesen ist.

Dass man beim Fahrradfahren sich nicht alleine auf die eigene körperliche Fitness und den Gebrauch der mehr oder weniger durchtrainierten Muskeln verlassen kann, sondern auch auf technische Hilfsmittel angewiesen ist, liegt auf der Hand. Dieser Tatbestand ist verantwortlich

dafür, dass sich begegnenden Radlern, seien sie sich noch so fremd, niemals der Gesprächsstoff ausgeht. Tatsächlich ist das Spektrum der Einzel- und Unterthemen des großen Bereiches „die technische Ausstattung des Fahrrades“ unermesslich. Dem Stellenwert, dem eine unter Radlern unweigerlich aufkommende Erörterung dieser Themen zukommt, habe ich an anderem Ort die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, hier sei lediglich an eine Episode erinnert, welche ich bei einer Gruppentour in der Toskana miterleben durfte.

Unter den Radlern war ein selbstständiger Unternehmer, gerade 50 geworden, der sein Eingebundensein in seinen Betrieb täglich dadurch unter Beweis stellte, dass er fast stündlich in Deutschland per Handy anrief oder angerufen wurde. Dass letzterer Fall eingetreten war, konnte man daran erkennen, dass besagter Radfahrer unvermittelt bremste und am Wegesrand stehen blieb, was im Normalfall bei einer Fahrradtour nur auf eine Panne oder die Verrichtung der Notdurft durch einen prostatageplagten Radler hinwies. Dieser Mitfahrer hatte zu seinem Geburtstag von seiner Belegschaft ein Navigationsgerät für das Fahrrad geschenkt bekommen, was gut zum Charakter des Technikverliebten Menschen passte. Als Motiv für das Geschenk hatte er arglos den offensichtlichen Wunsch seiner Mitarbeiter ausgemacht, der Chef möge niemals verloren gehen und immer wieder den Weg zurück in seine Firma finden. Wer sich jedoch etwas näher mit der Navigationstechnik beschäftigt, der könnte hintergründig genau auf das gegenteilige Ansinnen kommen: mit diesem Gerät sind wir den Chef endlich los. Und so ähnlich war denn auch die Erfahrung, die der stolze Radler mit seiner neuen Errungenschaft machte.

Am Vorabend des ersten Fahrtages wurde die Technik von ihm in großer Runde einer interessierten Zuhörerschaft ausgiebig theoretisch erörtert und während der Tour am folgenden Tag praktisch demonstriert, wobei sich die Angaben des am Lenker angebrachten Gerätes lediglich in der Bestätigung des Weges erschöpften, den ohnehin die gesamte Gruppe befuhr. Erst nach längerer Zeit, als sich die Gruppe in viele Kleingruppen, Pärchen oder Einzelfahrer aufgelöst hatte, schien die große Stunde der Technik zu kommen. Eine Baustelle, die etwas unübersichtliche Wegführung und ungenaue Angaben in der jedem Radler zur Verfügung stehenden Übersichtskarte ließen die Frage aufkommen, wohin der weitere Weg führe. Während ich mich auf mein Talent des akribischen Kartenlesens und meinen trotz Überschreiten der Lebensmitte noch ordentlichen Verstand verließ, gab sich unser Technikfreak gemeinsam mit seinem Freund ganz in die Hand seines Gerätes. Er wählte einen anderen Weg und fuhr mit einem triumphalen, siegessicheren Gesichtsausdruck dorthin, wohin sonst niemand fuhr. Von da an wurde er den ganzen Tag nicht mehr gesichtet.

Nun hatte zugegebenermaßen das technische Gerät am ersten Tag ein nicht unerhebliches Interesse bei den Mitradlern hervorgerufen und ihm war eine gewisse Attraktivität nicht abzusprechen, doch ebte die Anteilnahme sehr schnell ab, so dass das Gerät und das dazugehörige Fahrrad samt seinem Fahrer, zum Zeitpunkt, als fast alle Teilnehmer sich schon wieder im Hotel befanden, längst der Vergessenheit anheim gefallen waren. Den Technikfreaks wurde erst wieder gedacht, als diese viel zu spät mit ihren Rädern am Hotel auftauchten. Die beiden hatten Humor genug, um gut gelaunt ihre Geschichte zu erzählen, die zu allgemeiner Erheiterung beigetragen hatte:

Die Straße, die sie das neue Navigationssystem zielsicher führte, wurde nach und nach zu einem unbefestigten Feldweg, zu einem nur noch schemenhaft erkennbaren Trampelpfad, der sich schließlich völlig in einem bewaldeten Dickicht verlor. Einmal soweit gekommen, wollten die beiden Radler nicht mehr umkehren und vertrauten darauf, dass ihr technisches Hilfsmittel schon Abhilfe schaffen würde. Schließlich aber waren sie gezwungen, ihr Fahrrad zu schultern und durch das Unterholz zu stapfen, bis sie am Ende wieder eine Straße erreichten. Bei der Frage, wohin diese führe und welche Richtung einzuschlagen wäre, haben die beiden sich dann wohlweislich doch lieber auf die Auskunft der einheimischen Bewohner verlassen. Die Geschichte wurde dankbar aufgenommen, die beiden waren in ihrer Technikhörigkeit ernüchtert

und das Thema Navigationsgerät für das Fahrrad erst einmal abgehakt. Es diene fürderhin lediglich noch als Spottbegriff, getreu dem Motto: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.